

Als das alte Chemnitz im Bombenhagel starb

Die letzten Zeugen



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wenn wir eine gute Zukunft wollen, müssen wir uns an die Vergangenheit erinnern. Der Schrecken des Zweiten Weltkrieges, die Bombardierung der Stadt Chemnitz am 5. März 1945, der Anblick einer ausgebombten Stadt, Flüchtlingsströme in umliegende Städte und Gemeinden, Armut und Hunger sind Bilder, an die sich immer weniger Chemnitzerinnen und Chemnitzer bewusst erinnern können. Umso wichtiger ist es, Erinnerungen festzuhalten, sie für folgende Generationen zu erhalten und zugänglich zu machen.

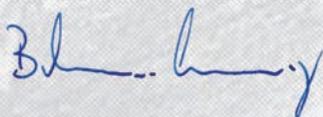
Es sind Schicksale Chemnitzer Kriegskinder, die sprachlos machen und uns vor Augen führen, was vor über 75 Jahren in unserer Stadt passiert ist. Ich bin dankbar für jeden Bericht, den uns die Zeitzeugen über verschiedene Wege zugesandt haben. Es sind ganz persönliche Geschichten, die die Kriegskinder im Alter von 4 bis 16 Jahren durchlebt haben. Geprägt von Todesangst und Verzweiflung. Diese ganz persönlichen Erinnerungen verdeutlichen uns umso mehr, wie furchtbar Krieg ist. Die Botschaft der Zeitzeugen ist deutlich erkennbar: Wir brauchen den Frieden. Frieden, der heute nach langer Zeit nicht mehr so selbstverständlich ist!

Viele Kriegskinder sprechen von ihrer Erleichterung, die sie nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht Anfang Mai 1945 empfanden. Sie sagen, dass Hunger, Armut und kein Dach über dem Kopf zwar schlimm seien, aber die Gewissheit, endlich wieder Frieden zu haben, stärker wog.

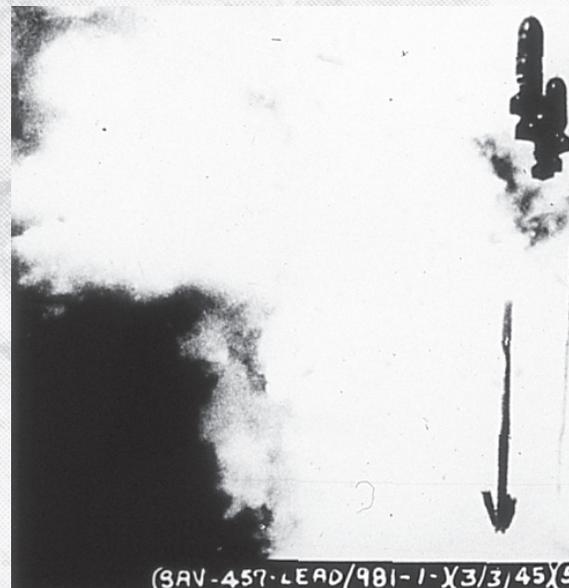
Neben den schriftlichen Zeitzeugenberichten haben wir uns mit acht Zeitzeugen persönlich unterhalten. Sie haben uns einen tiefen Einblick in ihre schrecklichsten Kindheitserfahrungen gegeben. Mit ihren Kinderaugen haben sie Dinge gesehen, die viele von uns glücklicherweise niemals zu Gesicht bekommen: leblose, zerfetzte Menschenkörper in Kellern und Straßen. Es sind Bilder, die sich einbrennen, die nie wieder weggehen. Die Offenheit dieser Zeitzeugen ist bemerkenswert. Dafür möchte ich ihnen herzlich danken.

Liebe Leserinnen und Leser,
Sie können die Schicksale der Chemnitzer Kriegskinder in dieser Broschüre lesen. Geben Sie die Geschichten weiter, tragen Sie Ihren Teil dazu bei, dass Geschichte nie vergessen wird.

Ihre
Barbara Ludwig



Oberbürgermeisterin Barbara Ludwig.
Foto: Igor Pastierovic



DIE LETZTEN ZEUGEN

„Die letzten Zeugen“ erzählen ihre Geschichte S. 4

Der Luftkrieg gegen das „sächsische Manchester“ S. 5

Das Radio kündigte den Bomben-Tod an
Gottfried und Ursula Heiner S. 8

Im Feuersturm der brüllenden Stadt
Sigrid Klemm S. 10

Hauswände haben bis in die Grundmauern gezittert
Karl Keller S. 12

Der Himmel war beim Angriff feuerrot
Horst Reimann S. 14

Es fielen Luftminen, Sprengbomben, Brandbomben
Gisela Altendorf S. 16

Bei Fliegeralarm freiwillig ins Loch
Lisbeth Scheinert S. 18

Odyssee durch eine brennende Stadt
Helga Polzer S. 20

Nie wieder Krieg S. 22

Quellenangaben, Danksagung, Impressum S. 24



Blick aus dem Bombenschacht eines alliierten Flugzeuges im März 1945. Die Bomben fallen in die Feuerhölle von Chemnitz.
Foto: Schloßbergmuseum Chemnitz



„Die letzten Zeugen“ erzählen ihre Geschichte



Luftaufnahme vom Zentrum der Stadt Chemnitz um 1928.
Foto: Stadtarchiv Chemnitz

Alljährlich gedenkt Chemnitz am 5. März der Zerstörung der Stadt durch alliierte Luftangriffe im Jahr 1945 und begeht diesen inzwischen als Chemnitzer Friedenstag. Erstmals 2002 wurde zum Chemnitzer Friedenstag aufgerufen: „Am 5. März 1945 wurde Chemnitz, kurz vor Kriegsende, Opfer verheerender Bombenangriffe. Tod und Zerstörung, die von Deutschland über andere Länder und Völker gebracht worden waren, kehrten so auch nach Chemnitz zurück. Seit vielen Jahren gedenken die Menschen in unserer Stadt dieses Tages. Allerdings verringert sich die Zahl derer, die damit eigene Erinnerungen und das Gefühl unmittelbarer Betroffenheit verbinden. Aus Erinnerung wird Geschichte. Außerdem hat unsere Stadt im letzten Jahrzehnt ihr Gesicht dramatisch verändert und noch lange sicht-

bare Spuren des Krieges wurden beseitigt. Wir halten die Zeit für gekommen, diesem Gedenktag einen Charakter zu verleihen, der das Abgleiten in inhaltslose Rituale verhindert und an dem zukünftig friedensstiftende kulturelle und politische Impulse für die Stadt und von der Stadt ausgehen werden...“ Unterzeichnet wurde der Aufruf von Vertretern der Kirchen, aus Kunst und Kultur, Politikern.

Damit das Geschehene nicht in Vergessenheit gerät,

hatte die Stadt Chemnitz im Januar 2018 die Zeitzeugen dazu aufgerufen, ihre persönlichen Erlebnisse zu schildern. Eingegeben sind 45 sehr persönliche Berichte, jeder auf seine Art bedrückend. Oftmals werden diese Erinnerungen zum ersten Mal erzählt.

Zum Friedenstag 2019 sind aus diesen Erzählungen ein Film und eine Broschüre entstanden. Die „letzten Zeugen“ schildern darin, was sie als Kinder oder Jugendliche in ihrer Heimatstadt Chemnitz erlebten, wie Familienmitglieder oder Freunde starben, die Väter und Brüder nicht mehr von den Schlachtfeldern Europas zurückkehrten, das Wohnhaus oder die Straße in Schutt und Asche lagen.

Der Luftkrieg gegen das „sächsische Manchester“

Chemnitz, das „sächsische Manchester“: 337.000 Einwohner zählte die Stadt 1939. Sie nahm damit Platz 20 auf der Liste der größten deutschen Städte ein. In der Arbeiterstadt ballte sich die Industrie: Maschinenbau, Fahrzeugbau, Textilbetriebe. Und so rückte die Stadt nach Kriegsausbruch schnell in den Fokus alliierter Bomberflotten.

Am 17. August 1940 fallen mehrere Bomben, abgeworfen von britischen Flugzeugen, auf das Stadtgebiet. Eine Sensation für die Chemnitzer: Eine Gartenlaube und eine Trockentoilette werden zerstört, ein paar Scheiben gehen zu Bruch. Das Obst lag in den Gärten, dafür hing der Latrineneinhalt auf den Bäumen⁽¹⁾.

1943 taucht Chemnitz im alliierten Zielkatalog auf Rang 29 der 44 wichtigsten strategischen Ziele Deutschlands auf. In der Stadt hatte die Luftaufklärung 38 als kriegswichtig eingeschätzte Betriebe ausgemacht. Und doch war ein Baby das erste Chemnitzer Luftkriegsopfer. Der wenige Wochen alte Säugling starb beim Luftangriff vom 12. Mai 1944, geflogen von elf B17-Bombern, die über Rottluff und Rabenstein 26 Tonnen Bomben abwarfen.

Der nächste Angriff erfolgte am 29. Juni 1944: 15 US-Bomber wollten Limbach-Oberfrohna treffen, klinkten ihre Last aber über Rabenstein und Borna aus. Am 11. September 1944 gab es mehr als 100 Tote in Siegmarschönau. Um die für Januar 1945 geplante Großoffensive der Roten Armee zu unterstützen,

planten die Alliierten massive Luftschläge gegen mitteldeutsche Städte. Ab 6. Februar 1945 flogen Briten, Amerikaner und Kanadier Luftangriffe zur Unterstützung der sowjetischen Truppen. Bei mehreren Angriffen bis zum Vorabend des 5. März bombardierten 1700 angloamerikanische Flugzeuge die Stadt: Wohngebiete, Industrieanlagen, Verkehrsinfrastruktur. Am 2. März starben 103 Mädchen und Jungen, als Bomben das städtische Kinderheim trafen. Bei den Angriffen vom 12. Mai 1944 bis zum Vormittag des 5. März 1945 kamen mehr als 1000 Menschen um.



Vor dem 2. Weltkrieg: das Doppelrathaus mit den Denkmälern von Bismarck, Kaiser Wilhelm und Moltke.

Foto: Stadtarchiv Chemnitz

Am 5. März 1945 flogen am Vormittag 233 B 17-Bomber einen Tagangriff, warfen 563 Tonnen Bomben ⁽²⁾. In den Nachmittagsstunden erfolgte die Unterweisung der Besatzungen auf den englischen Flugfeldern: „Bebaute Gebiete und Industrie zerstören, Anlagen angreifen“: Gegen Abend heulten in Chemnitz die Sirenen. Die Menschen suchten Schutz in den Luftschutzkellern. Sie suchten Schutz und gaben sich gegenseitig Halt vor den 683 gestarteten britischen und kanadischen Bombern, die über Chemnitz 500 Luftminen, 1100 Tonnen Sprengbomben und 850 Tonnen Brandbomben abwarfen. Die Druckwellen ließen Fassaden einstürzen, deckten Dächer ab. Die Innenstadt und das angrenzende südliche Viertel brannten lichterloh. In dieser einen Nacht starben in Chemnitz 2100 Menschen. Sie wurden erschlagen, zerfetzt, erstickten oder verbrannten, 27.000 Wohnungen und 84 öffentliche Gebäude wurden zerstört.

Aufklärer, die am 7. März über Chemnitz kreisten, entdeckten immer noch Brände. Die alliierte Auswertung ergab: „Die vorher nur leicht beschädigte Stadt hatte schwerstens zu leiden.“ ⁽³⁾



Amerikanische Bomber B17 werfen ihre tödliche Last über Chemnitz ab.
Quelle: Schlossbergmuseum Chemnitz



Industriebetrieb in Chemnitz.
Quelle: Stadtarchiv Chemnitz

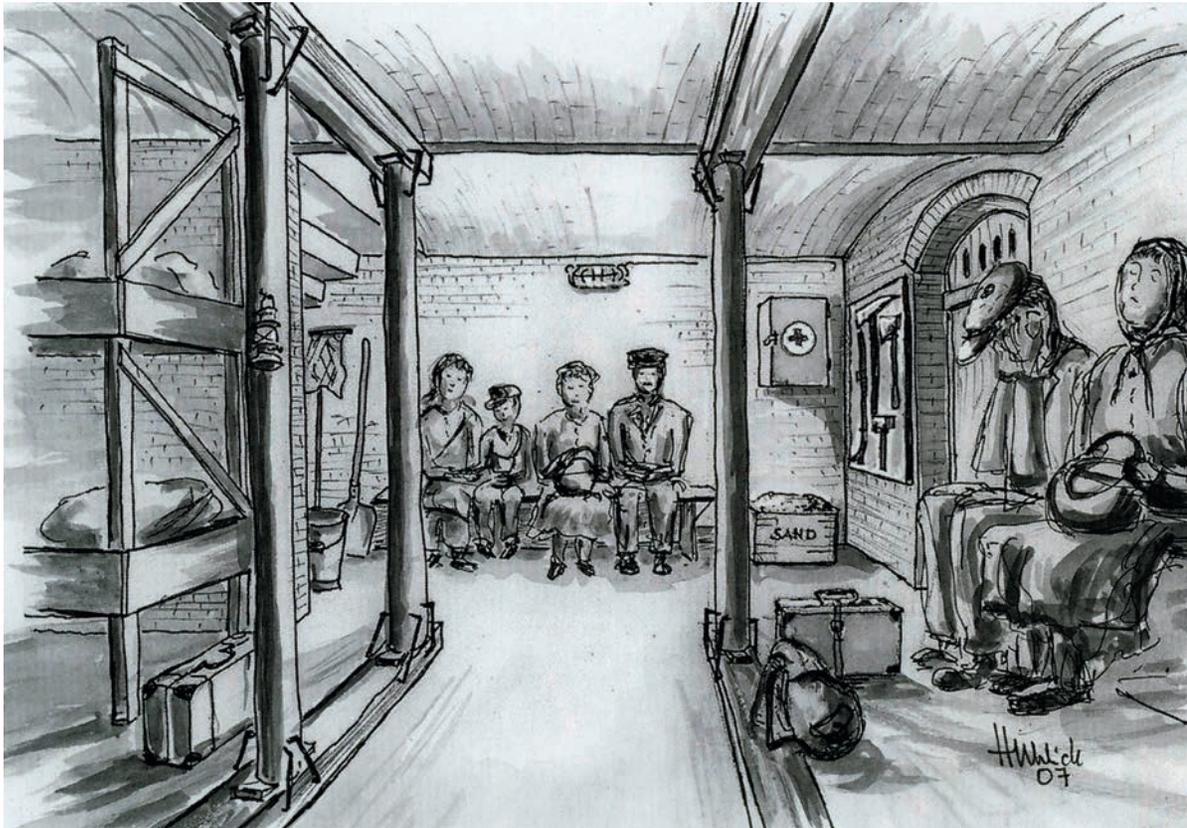
Bei zwölf Luftangriffen zwischen 1940 und 1945 warfen 2851 amerikanische, englische und kanadische Flugzeuge insgesamt 7716 Tonnen Bomben ab ⁽⁴⁾. Rund 4000 Chemnitzer starben bei diesen Angriffen, die Hälfte davon in der Nacht vom 5. zum 6. März 1945.

Der Chemnitzer Historiker und Leiter des Chemnitzer Schlossbergmuseums, Uwe Fiedler, kommt zu dem Schluss: „Letztlich war es nicht der uneingeschränkte Luftkrieg gegen zivile Ziele, der über den Ausgang des Zweiten Weltkrieges entschied. Der entscheidende Beitrag, den die britische und amerikanische Luftwaffe durchaus zu leisten in der Lage war, lag in ihrer Überlegenheit über den Schlachtfeldern und im Ausschalten der für die Mobilität der Achsenmächte wichtigen Industrien.“

Wir erlebten die Angriffe

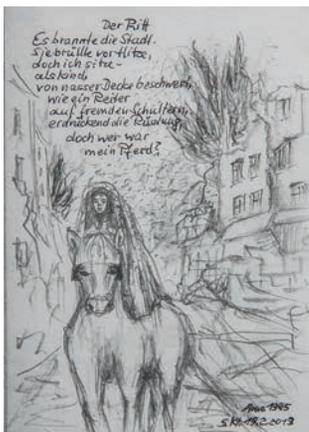
Vor dem Friedenstag 2018 bat die Stadt Chemnitz im Amtsblatt um Berichte von Zeitzeugen der Bombenangriffe. Die folgenden bewegenden Erinnerungen stammen von Chemnitzern und Chemnitzerinnen, die diesem Aufruf gefolgt waren.

Mein Name ist **Dietmar Bauer**. Ich wurde am 16. Juni 1938 in Chemnitz geboren. Am 5. März war ich sieben Jahre alt. Meine Familie und ich wohnten damals in der Zwickauer Straße, dort, wo jetzt McDonalds steht. Die Ereignisse des 5. März haben sich so in mein Gedächtnis eingepreßt, dass ich mich auch heute noch an Einzelheiten erinnern kann. Am Abend heulten Sirenen. Wir gingen in die Luftschutzkeller. Wir waren neben den Nachbarn fünf Personen: Mutter, Großmutter, ich, meine neunjährige Schwester Bärbel und mein acht Monate altes Schwesterchen Ulrike. Wichtige Dinge und Dokumente waren in einem kleinen Bollerwagen verstaut, in dem auch Ulrike lag. In der Nähe schlugen Bomben ein, Hauptangriffsziele waren offenbar die Bahnlinie nach Zwickau und der damalige Nicolai-Bahnhof. Zahlreiche Bomben schlugen in umliegende Wohnhäuser ein. In einem benachbarten Keller hatte eine Textilfirma Holzboxen voller Garnspulen gelagert. Dort muss eine Brandbombe



Im Luftschutzkeller.

Quelle: Privatarchiv von Hilmar Uhlisch / entnommen aus dem Band „Die Sonne gab den Namen - Altes und Neues vom Sonnenberg“



Nachkriegs-Zeichnung von Sigrid Klemm.

Repro: Igor Pastierovic

Die Chemnitzerin Sigrid Klemm überlebte das Bombeninferno. Jahrzehnte später malte sie dieses Bild.

Repro: Igor Pastierovic



ingeschlagen sein. Die stählerne Brandschutztür zu diesem Raum begann zu glühen. Wir wollten den Keller verlassen, aber unser Wohnhaus hatte Volltreffer abbekommen. Der Weg zum Ausgang war verschüttet. Wir waren wie in einer Falle gefangen. Doch vorausschauende Menschen hatten eine lebensrettende Idee erdacht: Zwischen benachbarten Häusern hatte man Mauerdurchbrüche von Keller zu Keller geschaffen. Die Öffnungen wurden mit losen Ziegeln zugebaut. Dieser Mauerdurchbruch wurde jetzt geöffnet. Der Ausgang des Nachbarhauses war aber auch verschüttet und wir kamen erst aus dem nächsten Haus hinaus. Die Szene da draußen war grauhaft: Trümmer, Feuer, unser Haus stand noch in Flammen. Man sah Phosphor wie brennenden Honig an der zerstörten Häuserfront hinab laufen. Ich soll mich nach dem Verbleib der Feuerwehr erkundigt haben, als ich sah, dass auch meine Märklin-Eisenbahn verbrannte. Auch konnte ich nicht verstehen, dass Elefanten, die einem in Chemnitz gastierenden Zirkus gehörten, frei herumlaufen. Unsere Mutter hatte sich offenbar aufgegeben. Sie wollte sich mit meiner kleinen Schwester im Arm in einen halb mit Wasser gefüllten Bombenrichter stürzen. In diesem Moment soll ich jämmerlich geschrien haben und sie hat es unterlassen. Ich wünsche mir, dass meine Freunde, Angehörigen und Nachkommen niemals solche schrecklichen Dinge erleben müssen

Chemnitz, 26.01.2018

Dieses Radio kündigte den Bomben-Tod an

„Es krachte, Putz rieselte. Ich hatte Angst. Mutti nahm mich in den Arm und schützte mich. Erst am Morgen ging Opa raus. Als er wieder in den Keller kam, sagte er: ‚Wir haben kein Zuhause mehr.‘“

Beide sind Kinder des Sonnenbergs: Gottfried Heiner (84) und seine Ursula (80). Er wuchs in der Palmstraße auf, sie in der Fürstenstraße. Damals wie heute waren das 900 Meter Fußweg. Doch beide kannten sich nicht. Vielleicht sah Heiner seine Ursula, als der Elfjährige am Körnerplatz vorbeilief und sie als Sechsjährige Hupkekästel spielte. Oder als Ursula sich auf der Fürstenstraße vor rasenden Radlern in Sicherheit brachte, vor denen ihre Mutter sie immer gewarnt hatte. Szenen, die auch heute noch so ablaufen könnten. Vielleicht kam Ursula mit ihrer Mutter auf dem Weg zum Zeisigwaldbad auch an der Lessingschule vorbei und Gottfried



Ursula Heiner (80) und Gottfried Heiner (84).
Foto: Igor Pastierovic



Gottfried Heiners Radio aus der Kriegszeit.
Foto: Igor Pastierovic

kam nach dem Unterricht herausgesprungen? Damals jedenfalls, am Vorabend des 5. März 1945, waren sich die beiden noch egal gewesen. Und als die Bomben fielen, trennten sich ihre Wege.

Gottfried Heiner: „Es hatte geschneit. Am Abend kam Fliegeralarm. Wir hörten ihn hier mit diesem Radio.“ Er zeigt auf eine dunkle Holzkiste in der Wohnstube. „Nora“ heißt der Empfänger: „Er brachte Fliegeralarm und immer traurige Musik.“ Heute funktioniert er nicht mehr. Es ist ein stummer Zeuge, der in der Küche blieb, als die fünfköpfige Familie am 5. März in den Keller flüchtete: Der kriegsversehrte Vater, Mutter, Gottfried und Geschwister. „Ich war warm eingepackt, hatte eine Decke drüber. Als die Einschläge kamen, kamen die Erinnerungen an einen früheren Angriff. Da hatte ich Schreie der Verschütteten aus dem Nachbarhaus gehört. Ich zog die schwere Decke über den Kopf und wollte nur noch, dass es aufhört.“ Das Pfeifen, das Bersten. Über ihnen zog der endlose Strom britischer und kanadischer Lancaster- und Halifax-Bomber dahin, klinkte die tödliche Fracht aus.

In der Fürstenstraße saß zur gleichen Zeit Ursula mit ihrer Mutter, dem Großvater und dem Bruder im Schutzkeller. Vater war an der Ostfront. Ursula mit Leibchen, Pulli, Jacke, hatte einen Pappkoffer mit Habseligkeiten dabei, bisschen Zwieback drin: Sie erinnert sich: „Es krachte, Putz rieselte. Ich hatte Angst. Mutti nahm mich in den Arm und schützte mich.“ Erst am Morgen ging Großvater raus. Als er wieder in den Keller kam, sagte er: „Wir haben kein Zuhause mehr.“ Die Vorderfront war eingestürzt.

Ursula: „Es sah aus wie ein Puppenhaus mit freiem Blick auf den Bahnhof.“

Gottfried hatte den Angriff unbeschadet überstanden, im Haus fehlten Türen und Fenster. „Im Nachbarhaus Palmstraße 10 war eine Sprengbombe explodiert. Ich sah damals das erste Mal Leichen. Sie lagen im Vorgarten.“ Auf dem Schlossberg karnte Gottfrieds Großvater seinen toten Bruder im Handwagen zum Schlossfriedhof.

Beide Familien verließen Chemnitz. Vielleicht sogar im selben Flüchtlingstreck? Zu Tausenden flohen die Menschen aus der zerstörten Stadt. Ursula ging mit ihrer Mutter, dem Großvater und ihrem Bruder nach Rathendorf „Dort hatten wir ein Zimmer. Es gab zu Essen.“ Lauter geflüchtete Schlesierkinder, „die sprachen anders, man verstand sie nicht.“ Am 5. Mai wurde ihr Vater in Berlin erschossen. Drei Tage vor der Kapitulation. Auch von ihren Jugendfreunden blieben viele Väter im Krieg, erfuhr sie, als die Familie später wieder in Chemnitz war. „Nur einer kam aus der Gefangenschaft wieder, der sah aus wie ein Gespenst. Bereifen kann man das nicht. Das musste man hinnehmen.“

Gottfrieds Familie war nach Erdmannsdorf geflüchtet. Auch zu einem Bauern. „Zwei Mal gingen wir noch nach Chemnitz zurück, wollten Sachen holen. Auf der Augustusburger Straße draußen kamen Tiefflieger.“ Auch das überstand der Elfjährige.

Die Wege von Gottfried und Ursula trafen sich 1957 in einem Chor. Vier Jahre später war Hochzeit. Ursula arbeitete als Erzieherin. Gottfried wurde Neulehrer. Er baute schließlich das Ebersdorfer Schulmuseum auf und ist dort heute noch Ehrenvorsitzender.

Beide sind seit 58 Jahren verheiratet. Beide sind sich einig: „Wir wollten unsere Geschichten erzählen, damit sich nachfolgende Generationen das Unvorstellbare etwas vorstellen können. Lieber nur trocken Brot essen, nur ein Bett, einen Schrank, einen Tisch haben. Aber nie wieder Krieg!“



1943 - Ursula Heiner mit ihren Eltern.
Ihr Vater ist am 5. Mai 1945 in Berlin erschossen worden.
Repro: Igor Pastierovic



Schulanfang von Gottfried Heiner und seiner Zwillingsschwester.
Repro: Igor Pastierovic



Ursula Heiner bei ihrer Einschulung am 01.09.1944
Repro: Igor Pastierovic

+++++

Mein Name ist **Helga Wolf**. Ich bin Jahrgang 1935, bin in Chemnitz geboren, habe bis 1956 in Chemnitz Borna gewohnt. Ich war 10 Jahre alt und habe aus der Kriegszeit noch viele schlimme Erinnerungen leibhaftig vor mir. In Borna waren auch Bomben gefallen und es gab Tote. Mein Vater musste mit 32 Jahren sein Leben für einen sinnlosen Krieg opfern.

Chemnitz, 21.01.2018

+++++

Mein Name ist **Regina Hartmann**. Im September 1936 wurde ich in Chemnitz geboren. Die Kriegs- und Nachkriegszeit ist mir noch in Erinnerung geblieben. Ich habe mit meinen Eltern und Großeltern im unteren Teil von Grüna gewohnt, deshalb kann ich zur Bombardierung von Chemnitz nichts Konkretes berichten. Am Tag nach der Bombardierung von Chemnitz haben wir von der Eisenbahnbrücke (Chemnitzer Straße) den blutroten Himmel über der brennenden Stadt noch lange gesehen (im Geiste sehe ich es heute noch). Da wir in einem sehr alten nicht unterkellerten Haus wohnten, wurden wir vom Luftschutzwart aufgefordert, bei Alarm den Keller im Nachbarhaus aufzusuchen. Dieser war klein und alles andere als sicher. Mein Vater meinte deshalb, wir sollten lieber in den nahen Rabensteiner Wald gehen. Unter den Bäumen herrschte Stille, jedoch nicht lange, als plötzlich ein Rauschen, das mit einem dumpfen Aufschlag endete, die Ruhe

zerstörte. Als wir nach einer ganzen Weile den Mut fanden in Richtung des gehörten Geräusches zu laufen, sahen wir ein relativ großes silbernes Gebilde auf dem Waldboden liegen. Wir wussten zunächst nicht, was das sein sollte. Mein Vater nahm an, dass es abgeworfene Benzintanks eines Flugzeuges waren. Diese Annahme hat sich dann auch bestätigt. Es gab zu dieser Zeit so viel Furchtbares, das ich lange überlegt habe, ob ich Ihnen von diesen unbedeutenden Nebensächlichkeiten berichten soll. Aber auch das sollte nicht ganz vergessen sein. Krieg ist kein Schicksal – er wird von Menschen gemacht. Was sind wir Menschen nur für Wesen, dass wir das dulden?

Chemnitz, 02.02.2018

+++++

Mein Name ist **Käte Kohlmann**. Ich wurde am 19.03.1922 geboren. Am 5. März heulten gegen 17 Uhr alle Sirenen der Umgebung. Licht aus! Wir gingen in der Ferdinandstraße (Kleinolbersdorf) in den Keller mit einer Kanne Tee, die meist bereit war. Ich wickelte mein 5 Monate altes Baby in meinen weiten Mantel und stillte, damit es nicht schreien sollte, denn es spürte die Unruhe. Wie lange die Bombardierung dauerte, weiß ich nicht. Kein Strom, kein Wasser, aber das Haus stand! Wir kehrten Splitter auf, Papa hatte vorsorglich die Doppelfenster ausgehängt und in den Keller geschafft. Nach ein paar Stunden klingelte es, zwei ehem. Kolleginnen meines Vaters waren die

Im Feuersturm der brüllenden Stadt

„Als die Hölle vom Himmel fiel, spie die Stadt Feuer. Ihr Herz verbrannte. Der Blick gefror, als sie ihr Gesicht verlor. In Schutt und Asche gebettet, Tote und Lebendige am blutigen Morgen.“

Sigrid Klemm (77) war am 5. März 1945 vier Jahre alt. Sie wohnte in der Zöllnerstraße 17. Ein süßes Mädchen mit Locken, Schmollmund und großen Augen. Wer in diese Augen blickte, sah die Fragen, das Nicht-Verstehen dessen, was um sie herum war: Krieg! Was passiert mit meiner Stadt? Mit meiner Mutter? Wo ist mein Vater? Und was sind das für Sirenen ...?



Sigrid Klemm (77).
Foto: Igor Pastierovic

Die heulten auch abends an jenem Märztag, der das Schicksal von Chemnitz so bestimmen sollte. Manches hat sie in Gedichten aufgearbeitet. „Ich war Einzelkind. Das habe ich immer bedauert. Mit zwei Jahren bekam ich eine Puppe geschenkt. Ich nannte sie Monika. Sie musste immer mit in den Keller, vier Stockwerke runter. Sie war eine Freundin.“

Am 5. März hatte ihre Tante den Wohnungsschlüssel verloren, sie ging trotz Fliegeralarms nochmal in die Großbäckerei Brotunion in der Kalkstraße, wo sie arbeitete. „Doch sie fand den Schlüssel nicht und kam zu uns in die Zöllnerstraße 17. Das rettet ihr das Leben, erfuhren wir später.“ Denn nebenan in ihr Haus schlug eine Bombe rein. „Ich saß im Keller an der Wand zum Nachbarhaus. Gesichter der Nachbarn blass, in sich gekehrt, Angst, düsteres Licht, modriger Geruch. Die Einschläge kamen immer näher. Das war so dumpf, das grollte. Dieses Geräusch hat mich beten lassen. Ich habe die Hände in einer Rockfalte versteckt, damit es niemand sieht, und habe gemurmelt ‚Lieber Gott lass uns nicht von einer Bombe treffen, beschütze uns. Amen‘. Dann ein Pfeifen, eine Explosion. Die Wand, an der ich saß, hat plötzlich reingedrückt in den Keller. Ich bin geflogen, auf weichen Leibern gelandet. Habe eine nasse Decke übern Kopf bekommen, ein Mann nahm mich mit raus. Der Himmel war voller Glut.“ Wenn die Erinnerung kommt, kommen die Tränen.

Viel später entstand ihr Gedicht „Überlebt“: „Das Haus explodierte ... Draußen brannte der Himmel. Mein kleiner Körper im Schutz nasser Decken getragen von zitternden Armen durch den Feuersturm der brüllenden Stadt. Glühende Luft mitten im Winter.“ Erst nach 70 Jahren konnte sich Sigrid Klemm ein Herz fassen und schreiben, was ihr in der Nacht vom 5. zum 6. März 1945 widerfuhr. Sieben Jahrzehnte hatte es gedauert.

„Ich war damals wie gelähmt. Es war die Urangst ums Leben. Das weiß man auch als Kind. Wenn man das erlebt hat, weiß man, das Leben ist sehr wertvoll und es kann schnell vorbei sein. Ich habe ja gedacht, es regnet Blut vom Himmel. Ich wusste doch nicht, was los war. Ich hatte Riesenangst vor den Trümmern. Bei einem Haus in der heutigen Straße der Nationen lagen die Treppen frei. Möbel standen noch, die Vorderfront war weg. Der Handtuchhalter war noch an der Wand. Ich habe mich damals schon gefragt, ob die Leute überlebt hatten.“

Fast auf den Tag genau 74 Jahre später: Sigrid steht vor ihrem Elternhaus in der Zöllnerstraße, betastet voller Ehrfurcht die Wand. „Hier dahinter saß ich, als im Nachbarhaus die Bombe einschlug. Ich darf hier stehen, das freut mich. Ich bin dankbar, überlebt zu haben. Ich habe auch meinen Vater wiederbekommen, er war in Sibirien, hatte die linke Hand erfroren. Wir wohnten nah am Bahnhof. Vater ist hin, wenn die Kohlezüge kamen, sammelte er Briketts ein.“

Dass ihre Mutter das alles miterleben musste, berührt Sigrid Klemm sehr: Ihr und den anderen tapferen Frauen hat sie das Gedicht „Kriegsmütter“ gewidmet. Sie liest es vor:

„Die Wehen trieben sie zu Fuß in die Klinik. Mit Koffer, sie verlor das Fruchtwasser und wurde beschimpft für ihr spätes Kommen. Zwischen ihren Schmerz und dem Heulen der Sirenen brachte sie ihr Kind zur Welt. Sein Schrei machte sie glücklich. Müde betrachtete sie das Wunder. Kein Mann der sie abholte, Vater



1943 - Sigrid Klemm mit ihrer Lieblingspuppe Monika.
Repro: Igor Pastierovic

kämpfte an der Front. Weder Bus noch Taxi. Doch das Haus stand noch, als sie mit ihrem Bündel Leben nach Hause kam. Der Hunger nagte, ihr Baby schrie, Sirenen bestimmten die Nächte von Mutter und Kind. Immer das Nötigste griffbereit zur Flucht in den Keller. Kriegsmütter. Danke, Mutter!“

ersten Flüchtlinge, baten um Unterkunft. Sie berichteten über den Menschenstrom die Zschopauer Straße raus, teilweise mit Handwagen, Kinderwagen, weinenden Kindern. Bald klingelte es wieder. Meine Schulfreundin mit Mann u. 11 Monate altem Kind. Wir waren am Ende 17 Personen und verteilten sie zum Übernachten.

Chemnitz, 28.01.2018

+++++

Mein Name ist **Sigfried Thumsen**, geb. am 16.7.1938 in Chemnitz. Ich wohnte Senefelder Straße neben dem Pfarramt, unweit der Lutherkirche. Zu meiner Familie gehörten meine Mutter, tätig im nahen Kindergarten, mein Vater, tätig als Schweißer bei Krautheims und meine älteren Geschwister Lothar und Helga. Das Inferno traf uns am 5.3.45 im Luftschutzkeller unseres Hauses. Beim 1. Angriff traf eine Bombe unser Haus, dabei wurden mein Vater und meine 10-jährige Schwester verschüttet. Mein Vater rief noch nach Hilfe. Mit bloßen Händen versuchten wir, beide Verschüttete von den Schuttmassen zu befreien. Meine Schwester konnten wir retten, aber bei meinem Vater kam jede Hilfe zu spät. Er ist durch die Ziegelmassen auf seinem Körper erstickt. Durch einen Hausdurchbruch gelangten wir ins Freie und konnten uns in die Lutherkirche retten. Dort hatten schon viele Ausgebombte Unterschlupf gefunden. Chemnitz brannte und versank in einem Flammenmeer, diesen Anblick

vergisst man sein Leben nicht. Mit unseren Habseligkeiten und der steten Angst im Rücken stiegen wir über Schutt und Asche immer unserer Mutter hinterher und gelangten so zum Haus einer Kollegin meiner Mutter, die uns aufnahm. Inzwischen wurden die Toten im Pfarramt aufgebahrt. Der nächste Angriff war viel intensiver und traf die ganze Senefelder Str. mit Pfarramt und den aufgebahrten Toten. Nichts stand mehr, nur noch Trümmer und der stechende Geruch von Verbranntem. Für meine Mutter gab es keine Zeit zur Trauer, sie musste nur noch funktionieren. Unter dem Einfluss des schrecklich Erlebten, machten wir uns auf den Weg zu Verwandten nach Dittersbach. Der Bahnhof stand noch, ebenfalls fuhr noch einige Züge. Wir stiegen in den Zug nach Niederwiesa. Vollkommen erschöpft haben wir unser Ziel erreicht. Wenn ich auch erst knapp 7 Jahre alt war, den Feuergeruch wird man sein ganzes Leben nicht wieder los. Wenn ich heute an der Lutherkirche vorbeifahre, sehe ich die schrecklichen Bilder von damals. Ich wünsche keinem Menschen, dass er das schreckliche erleben muss, was ich erleben musste. Deshalb wünsche ich allen Menschen ein friedvolles Miteinander. Nie wieder so einen grauenvollen Krieg!

Wittgensdorf, 29.01.18
Für meinen Lebenspartner Siegfried Thumsen habe ich das Erlebte aufgeschrieben. Gisela Uhlig

+++++

Hauswände haben bis in die Grundmauern gezittert



Die brennenden Wanderer-Werke.
Foto: Stadtarchiv Chemnitz

„Wir dachten, jetzt trifft uns eine Bombe. Das lässt sich nicht beschreiben. Diese Todesangst! Wir wussten von Leipziguern, wir müssen den Mund aufmachen, die Druckwellen können sonst die Lunge zerreißen. Da haben wir uns Klammern in den Mund gesteckt.“

Karl Keller wurde 1935 geboren. Er lebte in Schönau, Peter-Mitterhofer-Straße 8 und war neun Jahre alt, als der schlimmste Angriff auf Chemnitz erfolgte.

Vater Kurt arbeitete in den Wanderer-Werken, deshalb lebte die Familie auch in der dortigen Siedlung. Karl Keller erinnert sich an die Ansprache Hitlers anlässlich des Angriffs auf Polen: „Übers Radio teilte er mit seiner schnoddrigen Stimme mit, dass

jetzt zurückgeschossen werde. Meine Eltern hatten den Ersten Weltkrieg erlebt. Da war uns klar, dass etwas Schlimmes auf uns zukommt.“ Was damals niemand wusste: Es sollte seinen geliebten Bruder Helmut treffen.

Helmut hatte Dreher gelernt, dann ging er zum Reichsarbeitsdienst. Mit 17 kam er zur Wehrmacht. 1945 im Oderbruch geriet er in sowjetische Gefangenschaft. Ein Brief gelangte im Winter 45/46 noch zur Familie: „Liebe Eltern und Geschwister, mir geht es soweit gut, nur die Suppe könnte besser sein, Euer Helmut“ Es war sein letztes Lebenszeichen. „Er ist nicht wiedergekommen“, sagt Karl. Tränen steigen ihm in die Augen.

Zurück ins Jahr 1939: Vater Kurt war uk, also unabhkömmlich. Er war Mitglied der NSDAP. Verteilte Lebensmittelkarten als Blockleiter. Er arbeitete als hochspezialisierter Automaten-einsteller, war deshalb nicht an der Front. Die Automaten wurden mechanisch programmiert. Was denkt Karl heute über seinen Vater? „Jeder Mann war irgendwie mit dem Krieg verbunden. Entweder als Soldat draußen musste er sich wegschießen lassen von Leuten, denen er nichts getan hatte. Oder andere umbringen, die ihm nichts getan hatten. Und in Chemnitz musste man auch mithelfen. Das war damals normal. Ich bin in der Wanderer-Siedlung aufgewachsen. Wenn Hitler Geburtstag hatte, gab es kein Fenster, wo keine Fahne rausging. Es war eine einzige Flut. Die waren nicht alle in der NSDAP. Aber die Fahne haben sie rausgeholt. Denn du musst mitmachen, sonst überlebst du das möglicherweise nicht.“

Er erinnert sich an die ersten Bombardements: „Chemnitz ist überall dort bombardiert worden, wo Menschen waren. Da kam mir der Verdacht, dass es nicht beabsichtigt war, die Industrieanlagen zu zerstören, sondern die Menschen umzubringen, die in der Industrie, in der Kriegsproduktion tätig waren. Die Nazis haben es mit England auch so gemacht. Der Krieg war zurückgekommen.“ Angriffe waren Alltag. Gewöhnlich zwischen 22 Uhr und Mitternacht. Da gab es die Luftlagemeldungen: „Feindliche Bomberverbände im Anflug.“ Erst auf Leipzig, Merseburg, Halle. „Ja und dann war auch Chemnitz mit dran“, sagt Karl. „Wenn die Sirene losging, stand ich im Bett und war steif. Schwester Lisa musste mich anziehen.“

5. März. Es schneite. Eine schöne, weiße, glatte Schneedecke lag. „Abends zwischen 7 und 8 bin ich ins Bett. Dann gingen die Sirenen. Ich steif, Lisa zog mich an, dann in den Keller. Ältere Männer, Frauen und Kinder waren dort. Die Flugzeuge gingen tiefer, Planquadrate wurden mit ‚Christbäumen‘ (Anm.: Zielmarkierung der Bomber) abgesteckt“, erfuhrt Karl Keller später. „Und dort haben die die Bomben reingeschmissen. Da haben wir damit gerechnet, es könnte unsre letzte Stunde sein. Wie das gekracht hat. Hauswände haben bis in die Grundmauern gezittert. Wir sind zusammengekrochen und dachten jeden Moment, jetzt trifft uns eine Bombe. Das lässt sich nicht beschreiben. Die Todesangst! Wir wussten von Leipzigern, wir müssen den Mund aufmachen, Druckwellen können sonst die Lunge zerreißen. Da haben wir uns Klammern in den Mund gesteckt. Dann war irgendwann Ruhe. Keinen Treffer abbekommen. Wir sind raus, sahen den blutroten Himmel, der sich in der Schneedecke spiegelte. Flammen züngelten, es knisterte. Mutter sagte: ‚schaurig-schön‘.“

„In der Innenstadt war alles wegrasiert. In der alten Gartenstraße stand noch was.“ Die Schornsteine der Häuser waren meistens stehen geblieben, ragten in den Himmel. Chemnitz war eng bebaut gewesen. „Nur Schmalspurbahnen konnten fahren, für breite Spuren war kein Platz gewesen. Alles war jetzt weg.“



Karl Keller (83) vor dem Gebäude Wanderer-Werke AG in Schönau/Chemnitz.
Foto: Igor Pastierovic

Chemnitz kam nach der Kapitulation langsam auf die Beine. „Es wurde zum Beispiel eine Feldbahn zum Flugplatz rausgelegt. Hinterm Ikarus-Flugfeld war ein Abbruch. Dort ist viel vom Trümmerschutt rausgefahren worden. Die ersten Straßenbahnen verkehrten wieder von Schönau in die Stadt. Da sind wir Kinder feste hin und her gefahren. Fenster waren mit Brettern zugenagelt, es gab ja kein Glas. Man war letztlich erstaunt, dass die Stadt trümmerrfrei war.“ Karls Vater musste mit aufräumen. An der A4 die gesprengte Autobahnbrücke aufbauen. „Da holten sie ihn in seiner Freizeit.“

„Ich bin jetzt 83. Viele meiner Zeitgenossen sind schon weg. Es werden immer weniger, die drüber berichten können. Ich halte es für wichtig, dass das, was wir erlebt haben, nicht vergessen wird.“

Mein Name ist **Christine Tzschupke**. Ich bin auf dem Sonnenberg geboren und habe den Großangriff am 5. März 1945 dort erlebt. Es war grauenhaft, und ich leide jetzt noch darunter. Jahr für Jahr, am 5. März, kommen die Erinnerungen. Dieses „Kopfkino“ will einfach nicht enden. Wir wurden verschüttet, konnten die Kellertüre nicht mehr öffnen. Den Mauer-Durchbruch konnten wir dadurch nicht mehr erreichen. Uns blieb nur der Weg über die Waschhausstufen. Die vielen Leute, die in Panik, diesen Ausgang benutzten, waren rücksichtslos. Meine Mutter zerschlug das schmale Waschhausfenster um ins Freie zu gelangen, denn die Luft wurde immer knapper, durch den Rauch der Brände, den Ruß der Esse (Klappe flog raus) und dem Qualm des einstürzenden Mauerwerks. Dazu kam noch, es lagen im Waschhaus viele Leichen. Da mussten wir drüber. Ich war im Januar gerade mal 5 Jahre alt geworden. Ich kann es kaum niederschreiben. Wir flohen durch die brennende Stadt. Richtung Alter Friedhof. Weg vom Bahnhof und der Hainbrücke. Wir stolperten über Blindgänger und verkohlte Leichen, ich mit den kurzen Beinchen und meine Schwester war hüftlahm. Meine Mutter blutete stark aus der Nase. An der „Schere“ in Adelsberg ließ man uns nicht rein. Es war überfüllt. Auf einem Feld kam ein Flugzeug, knapp über dem Wald. – Meine Mutter sagte nur: „Hinlegen!“ Sie legte sich über uns, und wir stellten uns tot. Ich lag auf dem

Rücken und sah es genau. Irgendwann kamen wir in der Erdmannsdorfer Schule an. Da war mit Stroh der Klassenraum aufgeschüttet worden und wir bekamen eine Tasse warme Suppe und Brot mit warmem Wiegebraten. Sechs Wochen blieben wir dort, dann zurück wieder in unsere Ruine. Nicht nur dieser Tag war schrecklich, auch die Zeit danach. Und vieles mehr ...

Chemnitz, 24.01.2018

+++++

Mein Name ist **Renate Reichold**, zum Kriegsende war ich neun Jahre alt. Ich wohnte am Schloßberg. Unsere Mutter war drei Jahre zuvor gestorben und unser Vater im Krieg gefallen. Also wohin mit mir und den drei Geschwistern? Wir wurden irgendwie verteilt. Ich war in Mohsdorf bei Burgstädt bei einer Pflegemutter. Am 5. März, als Chemnitz bombardiert wurde, sind die Frauen mit uns Kindern ins Freie. Der ganze Himmel war rot. Den Anblick kann man sein Leben lang nicht vergessen. Es war eine ganz traurige Stimmung, ich glaube, wir haben alle geweint.

Chemnitz, Januar/Februar 2018

+++++

Mein Name ist **Roswitha Müller**. Im März war ich 4 Jahre und drei Monate alt. Monatsbeginn hatte Mutter ihren 23. Geburtstag. Sie hatte in unserer Wohnung Zschopauer Straße 183 einen Aschkuchen gebacken. Alarm, Flieger, schnell anziehen, rein in

Der Himmel war beim Angriff feuerrot

„Mehr als vier Wochen haben wir im Keller gehaust. Mutter hat in der Zinkbadewanne geschlafen, mir hat sie das Kinderbett unten aufgebaut. Im Keller war auch eine Einheit des Volkssturms*. Die hatten in der Neefestraße, dort, wo jetzt der Solaristurm ist, eine Barrikade aus alten Fässern der Fettchemie aufgebaut.“

Horst Reimann (79) erlebte den Krieg in der Platnerstraße 5. Er lebte mit seiner Mutter in einer Zweiraumwohnung. Er war 5 Jahre alt im März 1945 und Einzelkind. Der Vater war beim Reichsarbeitsdienst, dann an der Ostfront, später in Frankreich.

Der Krieg war eine Zeit des Mangels: „Wenn die Milch sauer wurde, hat man daraus Quark gemacht. Wenn's sonntags Klöße gab und die geriebenen Kartoffeln ausgedrückt wurden, ließen wir das Wasser stehen, bis sich die Stärke unten absetzte. Und die hat man dann genommen, um Tischdecken und andere Wäsche zu stärken.“ Manche trockneten Kartoffelschalen und mahlten sie in der Kaffeemühle.

Horsts Mutter hat Strümpfe gestopft. „Einmal hat sie ein paar Leuten geholfen, die kein Geld hatten, aber einen Hund. Für den gab's keine Nahrung, da haben sie ihn geschlachtet und meiner



Amerikanische und sowjetische Truppen treffen sich in der Zwickauer Straße.
Foto: Schloßbergmuseum Chemnitz

Mutter als Bezahlung ein Stück mitgegeben.“ Sie hat es dann zubereitet wie Hammel.

„Mehr als vier Wochen haben wir im Keller gehaust. Im Februar, März 1945 rum. Mutter hat in der Zinkbadewanne geschlafen, mir hat sie das Kinderbett unten aufgebaut. Ich habe als Fünfjähriger mitgeholfen, die Kellertür mit Ziegeln zu verbarrikadieren, nachdem eine Bombe eingeschlagen war und ein Mädchen verletzt hatte, das auf einem Wasserfass saß. Dass wir in den Keller gingen, war damals vorgeschrieben. Die Menschen sollten überleben.“

„Es musste Rücksicht genommen werden. Kinder mussten ruhig sein, wehe wir hätten geschrien. Im Keller war auch eine Einheit des Volkssturms. Die hatten in der Neefestraße, dort, wo jetzt der Solaristurm ist, eine Barrikade aus alten Fässern der Fettchemie aufgebaut. Die leeren Fässer sind doch leer gefährlicher als voll - durch die Gase, die sich bilden ...! Dort, wo jetzt das Toyota-Reifenlager ist, waren Baracken. Da waren italienische Fremdarbeiter untergebracht. Die kamen betteln, weil sie schlechter versorgt wurden, als Italien die Seiten wechselte. Mutter hat ein Stück Brot gegeben. Da ist sie angezeigt worden. Da musste sie zur Gestapo. Ich habe heute noch die Worte

meiner Mutter im Gedächtnis: „Der größte Lump im ganzen Land ist und bleibt der Denunziant!“

„Wir haben den großen Angriff gesehen. Der Himmel war feuerrot. Anderntags ging Mutter mit mir zur Schwester in die Richard-Wagner-Straße. Straßen voller Schutt. Später gab es sogar noch Schwer verletzte und Tote, als die Hauswände einstürzten. Selber sind wir verschont geblieben, wie die ganze Ecke.“ Im Spätsommer 1945 kam der Vater aus der Gefangenschaft. Mit Lungenentzündung. Horst: „Ein richtiges Verhältnis hatte ich da zu ihm nicht.“

Dann wurde es nochmals eng für den mittlerweile Sechsjährigen: „Im November 45 hatte ich ein Geschwür am Zwölffingerdarm. Für eine OP gab es keine Mittel. Der russische Arzt hat angeordnet: Heiße und kalte Umschläge im Wechsel. Und da ist das irgendwie weggegangen. Schonkost gab es dort, Salzkartoffeln und Rote Rüben. Ich konnte jahrelang nicht an die Rüben ran.“

Mit Schulkameraden hat er Schrott gesammelt, es gab ja kein Taschengeld. „Ich bin in der Goethe-

straße in eine Ruine rein und habe Bleirohre rausgeholt“, erzählt er. „Ein Handwagen voll mit drei Zentnern! Einmal hatte uns ein Hausbesitzer davor gejagt. Das Geld, das wir dafür bekamen, hat ja auch meinen Eltern geholfen, die hatten nicht viel. Sie mussten zusätzlich zur Arbeit sonntags ran: in der Stadt Schutt beraumen.“

Krieg und die Zeit danach haben Horst Reimann geprägt. Als dann die ersten Feuerwerke gern Himmel stiegen in der Brückenstraße, da zuckte er zusammen. „Das hat mich nervlich belastet.“ Auch die Angst vor Verrat blieb.

Horst wurde Ingenieur für Holztechnik.

**Volkssturm: Militärische Formation für alle 16- bis 60-Jährigen Männer, die nicht an der Front waren.*

die vom Vater geschusterten Stiefel. Schwester Christiane, 2 Jahre alt, mit Keuchhusten, wird angezogen. Wir laufen zur Brauerei, kommen gerade so rein. Drinnen viele Menschen. Angst, Lärm, Husten, Weinen, Schreien, Beten. Fliegergedröhn und Bersten. Entwarnung. Wir verlassen den Bunker. Das Haus Zschopauer Straße 183 ist zweigeteilt. Wir finden dort den auf Hitler tobenden Opa Johannes König. Vom Haus steht nur noch die Hälfte. Und ganz oben auf dem Tisch, der hin und her schwankt, steht der Aschkuchen. Auf dem Schuttberg meine Porzellanpuppe mit kaputtem Gesicht. Unter dem Schutthaufen sind zwölf Hausbewohner begraben. Wir ziehen weiter zum König-Opa in die Rudolphstraße. Dort wieder Alarm, Bomben. Das Haus wird von einer Bombe getroffen. Phosphor rinnt von der Treppe. Wir schlagen uns nach Einsiedel durch zu Oma Anna. Es ist der 5. März. Schneetreiben. Wieder Alarm, ab in den Keller. Eine Bombe schlug in die Dachwohnung ein. Es brannte, Mutter rief, alles raus. Das Haus stand lichterloh in Flammen. Am nächsten Tag fuhr man mit einem Leiterwagen unschuldige Kinderleichen zum Friedhof. Da konnte man doch nicht mehr an Gott glauben! Am 12. März starb unsere liebe Oma Anna. Wir beerdigten sie in ein Bettuch gewickelt im von ihr gekauften und auf Jahre hinweg bezahlten Familiengrab. Meine Porzellanpuppe suche ich noch heute. In jedem Puppengeschäft. Vergebens. Gefunden habe ich eine



Horst Reimann (79).
Foto: Igor Pastierovic



1943 - Spielen im Schnee im Hof Platnerstraße 5 in Chemnitz.
Repro: Igor Pastierovic

tolle Familie mit Kindern, Enkeln und Urenkeln. Wir müssen auf der Hut sein, dass so etwas nie wieder passiert.

Chemnitz, Jan./Feb. 2018

+++++

Mein Name ist **Sigrid Burmeister**, am 5. März war ich 5 Jahre alt. Meine Eltern, meine 17-jährige Schwester und ich wohnen in der Innenstadt, Schillerstraße 48. Heute steht dort das Haus Straße der Nationen 48. Am Abend des 5. wurden wir von Sirenengeheul aufgeschreckt. Wir rannten in den Keller. Brummen, Pfeifen, Detonationen. Plötzlich ein alle Sinne betäubender Einschlag ganz in der Nähe. Das ganze Haus wackelte, in meinem Kopf ein einziges Chaos. Später wurde mir gesagt, das ich einmal sogar vom Fußboden zur Kellerdecke und zurück wie in Zeitlupe geschwebt wäre. Ob es wahrhaftig war oder eine Sinnestäuschung, kann ich nicht sagen. Aber ich weiß: In den Kellergängen Weinen und Gebete, mein Vater kam auf dem Bauch zu uns gekrochen, um Abschied zu nehmen. Aber dieses war uns, Gott sei Dank, nicht zugebracht. Bis zum frühen Morgen blieben wir im Keller, dann kam unser Hauswirt und nahm mich bei der Hand mit in seinen Keller, wo ich mir vom Obstregal den größten und schönsten Apfel raussuchen durfte. Warum? Es war mein 6. Geburtstag. Voller Bangen gingen wir dann zur Haustür. Ein unfassbares Bild der Zerstörung empfing uns. Wir wären fast in einen riesigen Bom-

Es fielen Luftminen, Sprengbomben, Brandbomben



Gisela Altendorf (85).
Foto: Igor Pastierovic

„Wir waren im Schutzraum verängstigt. Die vielen Menschen. Da war Panik. Und dann kam Wasser. Eine Leitung war gebrochen? Alle schrien: ‚Wir müssen raus!‘ Aber oben waren die Flieger.“

Gisela Altendorf (85) war zum Kriegsende 12 Jahre alt. „Ich lebte mit meiner Familie - Eltern und der elf Jahre jüngeren Schwester Karin - im Walkgraben 27a.“ Bis zum 5. März 1945. Das war eine Wohnanlage mit mehreren Häusern. Wohnküche, Schlafzimmer, Kinderzimmer, sogar Innen-WC. Die Häuser hatte Strumpf-Fabrikant Esche bauen lassen. Seine Fabrik ist heute eine der ältesten erhalten gebliebenen der Stadt.

„Ich hatte eine schöne Kindheit. Wir spielten Theater, im Winter fuhren wir Schlitten auf dem kleinen Berg, den man heute noch am Walkgraben sieht. Bis dann der Krieg anfang.“ Vater Friedrich arbeitete in einer Spezialfabrik, die Flugzeugräder herstellte. Er musste nicht an die Front. Mutter Hertha war Hausfrau. „Das war damals hart.“ Gisela lacht. „Windelberge mussten gewaschen werden, dann auf dem Waschbrett geschrubbt. Heute ist das anders ...“

An den ersten Bombenangriff kann sie sich erinnern. Elf amerikanische B17-Bomber warfen am 12. Mai 1944 über Rabenstein 26 Tonnen Bomben ab. Sie fielen in der Nähe von Zweifamilienhäusern. Ein Säugling starb. Es war der erste Chemnitzer Bombentote dieses Krieges. „Meine Tante wohnte dort, sie hatte Glück, wurde nicht getroffen. Es gab dann eine Völkerwanderung dort raus, alle wollten die Bombentrichter sehen.“

Wie war der Alltag im Krieg? „Schul-Gesetz war damals: Wenn der Fliegeralarm bis 22 Uhr ging, hatten wir früh eine Stunde später Unterricht. Wenn er bis Mitternacht ging, waren es zwei Stunden. Da haben wir im Luftschutzkeller gegessen und gehofft, dass es spät wird heute. Wir waren halt Kinder.“ Doch es wurde immer schlimmer. Tagbombenangriffe folgten, Wasser und Strom fielen aus. „Und unser Haus war nicht unterkellert. Wir mussten raus bei Fliegeralarm und in leer geräumte unterirdische Lagerräume rennen. Die hatte die Firma Esche für den Luftschutz vieler Menschen bereitgestellt.“

Dann kam der 5. März. „Da war tagsüber schon ein Fliegeralarm. Wir wollten uns gerade zum Abendessen setzen, da gab es Voralarm, der aber gleich in Alarm überging (Sonst hatte man etwa 15 Minuten Zeit. / Anm. d. R.). Als wir rausliefen, da standen schon die „Christbäume“ (Anm.: Leuchtmarkierung der Bomber) am Himmel. Wir schafften es mit Mühe und Not in den Lagerschutzraum, da ging es auch schon los.“ Bomben fielen. Sie kann sich noch genau erinnern: Das Donnern ließ die Türen eines Fahrstuhls, der nach unten führte, zusammenschlagen. „Mein Vater ist dann raus und hat geguckt. Als er wiederkam sagte er, unser Haus steht nicht mehr, da sind Luftminen rein und Sprengbomben. Und später noch Brand-



In der Markierung befindet sich der Markt. Nördlich steht das Rathaus. Südlich des Marktes sind die Schatten der Fassaden ausgebombter Häuser deutlich zu sehen.

Quelle: Schloßbergmuseum Chemnitz

bomben. Wir waren im Schutzraum verängstigt. Die vielen Menschen. Da war Panik. Und dann kam Wasser. Eine Leitung gebrochen? Alle schrien: ‚Wir müssen raus!‘“ Aber oben waren die Flieger ... Als die Bomber weg waren, kamen die verängstigten Menschen gerade noch dazu, um von der zerstörten Goethestraße aus zu sehen, wie ihre Häuser brannten. „Wir standen da mit dem, was wir auf dem Leib hatten. Und konnten froh sein, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Aber es war das schrecklichste Erlebnis meines Lebens.“

Wohin sollte nun die Familie mit zwei Kindern? „Wir sind zur Tante nach Rabenstein gelaufen, dann kam auch meine andere Tante, die auf dem Kaßberg ausgebombt worden war. Später liefen alle hoch ins Erzgebirge, nachts schliefen wir in Gaststätten, wo Stroh aufgeschüttet war. Wir bekamen Brot und Marmelade.“ Schließlich landete die Familie in Lichtenstein. „Dort trafen wir eine Frau aus Gablenz, die hatte beide Kinder bei Luftangriffen verloren.“

ger aus der Küche raus. „Wir gingen Kartoffeln stopfeln und Ähren lesen.“ Die Stadt war voller Trümmer. „Die Innenstadt weg, da waren mal alles enge Gassen rund ums Rathaus rum. Gegenüber, dort wo heute Kaufhof ist, da war ein Kino am anderen.“

Für Gisela war es schlimm damals. „Ich wünsche das keinem. Oft kommen bei mir die Bilder wieder, das Feuer, das Wasser und die Schreie ‚Wir müssen raus hier!!!‘. Ich kann nicht im Kino mitten unter Leuten sitzen. Ich habe das Gefühl zu ersticken. Ich muss an den Rand.“ Sie macht eine Pause. „Frieden fällt nicht vom Himmel. Dafür muss man kämpfen.“

Mit 18 ging Ursula Altendorf als Lehrerin nach Berlin. Erst Grundschule, dann Mathe in der Mittelstufe. Sie kam erst vor ein paar Jahren zurück. In ihre Heimat? „Heute ist Chemnitz für mich eine neue Stadt.“

Die letzten Kriegstage: Erst kamen die Amerikaner, dann die Russen. „Und dann kam das Drama danach ... der Hunger, die Kälte, es gab ja kein Heizmaterial. Wir saßen als Familie in einem kleinen Zimmer an einem Herd, in Decken eingehüllt, eine Kerze auf dem Tisch.“ Am 1. Mai 1946 zog die Familie zurück nach Chemnitz in die Limbacher Straße. Essen gab es oft nur für die Kinder, die Eltern trieb der Hun-

trichter gestürzt. Es war wirklich mehr als ein glücklicher Zufall, dass das Haus noch stand und wir überlebt hatten. Das gegenüberliegende Haus mit einem Lebensmittelgeschäft stand in Flammen. Vor unserem Haus eine ausgebrannte Straßenbahn. Dazwischen Schneeflocken und dazu Flammen. Meine staunenden Worte: „Schön wie im Märchen!“ beantwortete mein Vater mit den bitteren Worten „Ja, schaurig schön“. Am nächsten Morgen erfuhren wir, dass zwei meiner Freundinnen in dieser Nacht umgekommen waren. Ich konnte es einfach nicht begreifen, dass es die liebe Brigitte und die liebe Christine nicht mehr geben sollte. Letztere hatte mir schon am 5. März ein kleines Porzellan-eichhörnchen als vorzeitiges Geburtstagsgeschenk gebracht. Nun, es war die schlimmste Zeit meines Lebens. Ich habe es erlebt und überlebt. Also war es gleichzeitig ein Wunder. Das habe ich erst später richtig begriffen, dass es wie eine zweite Geburt für mich war. Sicher nicht immer im nötigen Maße, aber zumindest bemüht habe ich mich, mein Leben seit dieser Erkenntnis bewusster und dankbarer zu erleben.

Chemnitz, Jan./Feb. 2018

+++++

Mein Name ist **Irene Dumke**, ich war damals 17 Jahre alt, Lehrling bei der Firma Gustav Ramelo und hatte dort eine Ausbildung zur kaufmännischen Angestellten. Mutter, Schwester und ich wollten gerade zu Abend essen, da kam im

Radio die schlimme Nachricht: „Schwerer Bombenangriff auf Chemnitz!“ Wir beeilten uns, in den Luftschutzkeller zu kommen. Krachen, Poltern, es wurden Phosphorbomben geworfen. Überall im Haus mannshohe Flammen. Wir haben alles verloren, aber Gott sei Dank konnten wir unser Leben retten.

+++++

Mein Name ist **Horst Kirmse**. Ich war 1945 zwölf Jahre alt. Ich bin 1934 in der Frauenklinik Flemmingstraße geboren, lebte bei Pflegeeltern in Gablenz, ehemals Oststraße 223, heute Augustusburger Straße 253. Ab 1942 war ich bei meinen Eltern in der Rießnerstraße 8, heute Konradstraße im Schloßviertel. Der 5. März war zunächst ein ganz normaler Tag mit den üblichen Alarmen. Einmal schon in den frühen Morgenstunden, dann am Vormittag. Er gab leichten Schneefall. Am Abend gegen 21 Uhr wieder. Wir standen zu sechst im Innenhof unseres Hauses. Die großen Durchgangstore vorn an der Straße waren geschlossen. Aus der Ferne hörten wir das Wummern der Bombeneinschläge und meinten, Leipzig oder Magdeburg seien wieder dran. Bei günstigem Wind konnten wir die Angriffe auf die nördlich gelegenen Städte sehr wohl verfolgen. In Wirklichkeit waren die Einschläge aber schon in der Innenstadt. Das merken wir aber erst, als uns die großen Hausdurchfahrtstore fast erschlugen. Durch den Luftdruck der Einschläge waren sie aus den Angeln gehoben wor-

Bei Fliegeralarm freiwillig in dieses Loch

„Wir mussten halb über Menschen steigen, da lag alles auf der Straße. Auf der anderen Seite brannte ein Haus, da war eine Brandbombe rein. Es waren noch Leute drin. Die haben geschrien. Die konnte keiner retten. Das vergisst man nicht.“

Lisbeth Scheinert (89): Während des Bombenangriffs am 5. März 1945 war sie 16 Jahre alt. Sie wohnte in Erfenschlag, Adolf-Hitler-Straße (die heutige Hauptstraße).

„Als Kinder waren wir oft beim Bauern, haben dort gespielt, ab und zu mal ‘ne Rübe rausgezogen. Wir waren sechs Mädchen, die haben immer zusammengehalten. Auf der zugefrorenen Zwönitz sind wir oft Schlittschuh gefahren.“ Eisschollen-Surfen mit Wäschestangen war auch angesagt. „Im Sommer waren wir baden drin oder spielten im Wald. Auch Ski und Schlitten sind wir gefahren, wir hatten ja paar schöne Berge.“ Ihr Vater arbeitete als Polier (Baustellenleiter), er baute den Chemnitzer Hof mit.

„In der Schule hatte ich’s bisschen schwer. Denn Vater war im KZ Sachsenburg als politischer Häftling. Er war in der KPD. Das hing mir die ganze Schulzeit an. Vater wurde 1933 abgeholt.“ Angeblich hatte er eine der damals allgegenwärtigen Hitler-Eichen umgesägt. „Das stimmte aber nicht. Wir besuchten ihn sogar im KZ*.“ Ihr Vater kam später frei, wurde

aber 1941 schnell zur Wehrmacht eingezogen, obwohl er schon 40 Jahre alt war.

1944 kam Lisbeth aus der Schule. „Im März 1945 war ich Haushalthilfe bei einer Familie in Erfenschlag. Am 5. hatte ich irgendwie Vorahnungen. Ich war zu nichts zu gebrauchen. Abends kam der Angriff. Als die Sirenen heulten, sind wir wie üblich nach Einsiedel in den Bunker. Das war ein alter Bier-



Lisbeth Scheinert (89) am alten Felsenbunker.
Foto: Igor Pastierovic

keller, Fels oben drüber, ein offener Gang. Massen von Leuten waren drin. Hunderte, wir haben ganz eng gestanden. Man hörte das Donnern, die Einschläge draußen. Dann wurde die Luft knapp. Und wir sind geschlossen nach unten gegangen, damit oben die Luft durchziehen konnte.“

Mitternacht verließen die Menschen ihren Schutzkeller. Da brannten die Häuser. „Wir mussten halb über Menschen steigen, da lag alles auf der Straße. Auf der anderen Seite brannte ein Haus, da waren noch Leute drin. Die haben geschrien. Das vergisst man nicht. Die konnte keiner retten. In einem Kartoffelspeicher waren neun oder elf Leute drin gewesen. Und ausgerechnet in diesen Keller war eine Sprengbombe gegangen. Es hat die Leute zerfetzt und die Stücke der Menschen rausgehauen auf die Straße. An dieser Stelle

mussten wir vorbei. Auf dem Dorf kennt jeder jeden. Wenn Sie die gekannt haben und haben dann die Stücke liegen sehen – das vergessen Sie ihr Leben lang nicht mehr.“

Zu Hause war alles durch eine Sprengbombe zerstört. Gegenüber auf der Wiese lag eine Riesensombe, ein Blindgänger, so groß wie eine Plakatsäule.

„Holz holten wir im Wald. Da sah es grausam aus. Am besten brannte die Birke. Die Fichte musste ja erst getrocknet werden. Ganze Waldstücke sind bei Erfenschlag abgeholzt worden. Wir schaufelten Bombentrichter auf den Feldern zu, denn die Bauern mussten ja säen. Vater kam 1946 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurück. Er war in Frankreich desertiert.“

den. Der Schreck und die Angst brachten uns alle ganz schnell in den Luftschutzkeller. Man hörte draußen Krachen und Einstürze. Ein vorbereiteter Mauerdurchbruch wurde aufgestoßen, das Geschrei der Nachbarn aus Nummer 6 tönte herüber. Als erste kam eine junge Mutter mit ihrem Säugling im Arm herüber. Dessen Mund war voll Dreck und Mörtel. Ich bin mir nicht sicher, aber ich meine, das Kind ist erstickt. Nun, was war das schon für eine Zeit? Mitleid? Nur momentan und wenn es uns nicht selbst betraf ... Wir mussten raus aus dem Keller, es bestand Verschüttungsgefahr. Draußen war die Hölle los! Die Häuser unserer Straße beiderseits brannten lichterloh. Brennende Dachbalken und Mauerteile stürzten herunter. Entweder man kam durch oder nicht. In den Straßenrinnen der Leipziger Straße lief brennender Phosphor bergab. Aus der Sammelstelle in der Salzstraße, die wir ansteuerten, schlugen die Flammen. Also versammelten sich alle auf dem davor liegenden Schloßplatz. Wir bekamen ein neues Ziel: die Küchwaldschänke. Wir kannten sie von Spaziergängen her und wussten, dass dort ein Lazarett eingerichtet war. Auf dem Weg dorthin mussten wir durch einen lichten Teil des Küchwalds. Im Schnee lagen viele Tote. Wir hörten, dass es Ost-Arbeiter – also Zwangsarbeiter – waren. Ihr Lager am südlichen Schloßberg war getroffen worden. Als wir die Küchwaldschänke sahen, brannte sie schon lichterloh. Von da an weiß ich nichts mehr ... Es klingt



Lisbeth als 12-Jährige auf dem Klassenfoto von 1941
(2. Reihe von oben, 2. von links)
Repro: Igor Pastierovic



Lisbeth Scheinert mit 15 Jahren.
Repro: Igor Pastierovic

Ein Trupp aus Torgau hat ihn entschärft. Ruhe zog dann immer noch nicht ein. Als die Alliierten kamen, besetzte die Rote Armee – so erinnert sich Lisbeth – bis zu einer alten Brauerei-Villa den Ort. „Von dort bis hoch nach Schwarzenberg gab's keine Besatzung. Dort trieb sich alles rum. Deserteure, SS, Gefangene. Da wurde bei uns geklaut, was nicht niet- und nagelfest war. Wollte ja jeder leben.“

„Einmal waren Russen da“, erinnert sich Lisbeth Scheinert. „Sie verlangten die Matka (Frau). Der Fleischer rief uns zu, wir sollten uns verstecken. Da sind wir Mädels in ein Rohr gekrochen. Aber die Russen wollten nur einen Hammer (Molotok) haben, war wohl ein Übersetzungsfehler. Damit haben die dann ein Rad festgekloppt und sind weiter.“

Lisbeth wurde erst Erzieherin, dann Industriekauf-frau. „Meine fünf Mädels, mit denen ich spielte, haben alle den Krieg überlebt. Die letzte und beste Freundin ist vor zwei Jahren gestorben. Das hat mich ziemlich mitgenommen.“

**Anmerkung: Das KZ Sachsenburg existierte von 1933 bis 1937 in einer ehemaligen Spinnerei im Zschopautal. Bis August 1934 wurde es von der SA geleitet. In dieser Zeit waren Besuche möglich. Mit dem Röhm-Putsch übernahm die SS, die Besuche wurden gestrichen.*

wie ein Märchen: Wir waren in einem Schloss. Es war Schloss Rochlitz, 35 Kilometer nördlich von Chemnitz. Eine Sammelstelle vieler Flüchtlinge,

Bremerhaven, 28.01.2018

+++++

Mein Name ist **Günter Bernitz**. Ich war damals neun Jahre alt und erlebte den Angriff in der Nacht zum 6. März in der Leipziger Straße. Wir hörten das scheußliche Brummen der Flugzeuge oben am Himmel. In Sekundenschnelle wurden die furchtbaren Einschläge immer lauter, sie waren schon ganz nah. Wir dachten, jeden Moment stürzen die Decken und Wände, ja das ganze Gebäude auf uns hernieder und wir würden verschüttet. Rings um unser Haus brüllte es. Es war die Hölle, sie schrie und tobte ohrenbetäubend. Wir wollten zurückschreien, es ging nicht. Der Boden bebte, die Wände rissen auf, Staub und bröckelnder Putz überall. Ich sah im Halbdunkel, wie die dünne Mauer zum Nebenhaus aufgestoßen wurde. Mein Vater bahnte sich sofort einen Weg dorthin. Aus dem Durchbruch krochen vier, fünf völlig verstaubte Leute zu uns in den Keller. Schrecken und panische Angst im Gesicht. Hinter ihnen in diesem durchstoßenen Mauerdurchgang sahen wir nur Schutt und Steine und erahnten halb verschüttete Menschen. Vater und andere Männer räumten so gut und so schnell es ging mit den Händen Schutt beiseite, um Überlebende herauszuziehen. Ich weiß nicht, wie viele Leute die

Odyssee durch eine brennende Stadt

„Kinder, Männer, Frauen waren erstickt. Sie lagen aufgereiht, da mussten wir vorbei, als wir rausgingen. Eine Frau trug einen grünen Pullover. Sie hatte den Mund aufgerissen und hielt den Arm hoch.“

Helga Polzer (84) war 10 Jahre alt im letzten Kriegs-März. Sie lernte als Viertklässlerin in der Rudolphschule. „Jungs und Mädchen waren getrennt. Mit gefalteten Händen folgten wir dem Unterricht. Wenn man sich malumdrehte, da kamen dann die Oberlehrer Dietzel oder Gröner, die hatten die Abzeichen dran (Anm.: der NSDAP) und einen langen Rohrstock.“ Einmal hat sie selbst die Prügelstrafe gekriegt – auf die Hände, wegen Umdrehens. „Und reden durften wir nur, wenn wir gefragt wurden.“

Helga wohnte in der Feldstraße 31, der späteren Rembrandtstraße. Es waren nur Frauen im Mehrfamilienhaus, Vater Walter war im Krieg. „Als die Luftangriffe ab 1944 einsetzten, mussten wir Wasser bereitstellen im Keller. Das kontrollierte der Luftschutzwart. Im Nebenhaus wohnte die jüdische Familie Sternberg. Den Mann haben sie Anfang 1945 abgeholt. Die Frauen haben da nicht drüber gesprochen.“ Wieso Herr Sternberg von den Nazis abgeholt wurde, konnte Helga Polzer erst später einordnen.



Helga Polzer (84).
Foto: Igor Pastierovic

Im Februar 1945 wurde ihr Vater an der Front vermisst. Er sollte nicht mehr heimkommen. Ein letzter Brief erreichte Helga und Mutter Hildegard: „Friedland, den 22.1., Mein liebes Mutter, meine liebe Helga! Kurz ein paar Zeilen von mir ... Ganz plötzlich sind wir gestern in Marsch gesetzt worden. Hoffen wir das Beste. Zu allem anderen brauche ich nichts zu sagen. Ihr habt ja Radio! Macht's gut und bleibt gesund und seid herzlichst begrüßt und geküsst von Eurem Vater.“

Am 5. März der Großangriff. „Wir waren nachmittags bei der Tante am Falkeplatz zu Besuch. Dort gab es keine Schutzkeller in den Häusern, weil das Wasser der Chemnitz oft hoch stieg. Als Alarm kam, mussten wir in die Kaßberg-Gänge, die zu einem Luftschutzbunker ausgebaut worden waren. Da waren Bänke drin und Stühle.“ Tausende Menschen überstanden die Bombennacht in diesen langen Gängen. Helga Polzer: „Aber 27 Leute sind im vorderen Teil der Gänge erstickt, weil die Luft knapp wurde. Kinder, Männer, Frauen. Sie lagen aufgereiht, da mussten wir vorbei, als wir rausgingen. Eine Frau trug einen grünen Pullover. Sie hatte den Mund aufgerissen und reckte den Arm hoch.“ Am Falkeplatz waren die Häuser weg. Lastwagen luden Überlebende auf. „Wir wollten nach Hause, schauen, ob noch was zu retten war.“ Trümmer, Chaos. Schließlich kam Mama mit Helga am Schloss-Teich raus. „Dort sahen wir Feuerwehrleute, fragten sie, wie wir weiterkämen. Doch die waren aus Leipzig und kannten sich nicht



1944 - Das letzte Familienfoto. Helga mit 10 Jahren mit Mutter Hildegard und Vater Walther Kühn. Nach dem Krieg hatte jemand versucht, mit Kuli die Hakenkreuzbinde unkenntlich zu machen.
Repro: Igor Pastierovic



1942 - Helga besuchte die Rudolfschule, die 1945 komplett zerstört war.
Repro: Igor Pastierovic

aus.“ Weiter ging die Odyssee durch die brennende Stadt. Rauch, Flammen, verzweifelte Menschen. Leichen. „Wir kamen an der Zschopauer Straße raus. Ein Haus stand dort in Flammen. Dort drin saß ein toter Mann in einem Sessel.“ Als die beiden nach Hause kamen, stand das Haus noch! Vorderfront da, Hinterfront da, die Fenster fehlten. „Ein Nachbarhaus brannte drei Tage lang, da war Phosphor drin, der brannte sich von Etage durch Etage. Die Frauen haben mit den Händen an den Außenwänden gefühlt, ob es noch heiß war drin.“ Kurz vor Kriegsende beschlossen die Amerikaner die Stadt mit Artillerie. „Da zischte sogar eine Granate durch unser Haus.“ Dann kam die Rote Armee. „Die Frauen versteckten sich, ich weiß nicht wo. Plötzlich standen zwei Russen in der Wohnung, ich saß allein auf dem Sofa. Ein Soldat schaute sich um, nahm das Foto da, wo ich mit meinen Eltern drauf war, guckte es an, stellte es hin und ging.“ Die Frauen kamen wieder raus. Nur das Fahrrad fehlte dann.

Helga Polzer wurde mit 15 konfirmiert. Später baute sie im VEB Fahrzeugelektrik Dynamos zusammen, lernte Steno und arbeitete später als Industriekauffrau. Nie wieder Krieg hatte es geheißen: „Jedem, der ein Gewehr anfasste, sollte die Hand abfaulen! Nach diesem Motto hab' ich gelebt. Die jungen Leute mussten aber später wieder zur Armee.“ Sie schaut ratlos auf den Boden.

Männer noch retten konnten. Bald ging nichts mehr. Ich hörte noch Schreie und Gewimmer aus diesem Loch. Vergeblich. Es war nicht möglich, weitere Verschüttete zu bergen. Unser Haus war fast unbeschädigt geblieben. Wir sahen mit Schrecken, dass die Häuser rechts und links des Hauses Leipziger Straße 83 lichterloh brannten - von oben vom Dach bis hinunter zum Erdgeschoss. Es war eine unvorstellbare Feuersbrunst. Es war kein Knacken und Knistern, es war Krachen und Toben. Ein heißer Wind, der uns ins Gesicht blies. Es war taghell im Flammenlicht. Ich sah die Möbel von ganz oben lodernd und polternd aus den brennenden Zimmern in die Tiefe stürzen und wie sich dabei das Feuer immer wieder zu riesigen Flammen entfachte. Furchtbar. Horror. Das war sie, die Hölle. Das Fegefeuer. So wie es das Mittelalter beschreibt. Apokalypse. Endzeit!

Chemnitz, 30. 01. 2018

Wir erlebten die Angriffe



Das zerstörte alte Rathaus.
Quelle: Stadtarchiv Chemnitz



Junge Mädchen beim Wiederaufbau.
Quelle: Stadtarchiv Chemnitz



Blick auf den Falkeplatz und Stadtzentrum, um 1949/1950.
Quelle: Stadtarchiv Chemnitz



Chemnitzer Zeitzeugen heute.
V.l.n.r.: Lisbeth Scheinert,
Gisela Altendorf,
Helga Polzer,
Sigrid Klemm,
Gottfried Heiner,
Ursula Heiner,
Karl Keller,
Horst Reimann.
Foto: Igor Pastierovic



NIE WIEDER KRIEG!

Sie sind Zeugen der Bombenangriffe auf Chemnitz: Es war ihnen ein Bedürfnis, für ein Gruppenbild in die Innenstadt zu kommen, auch wenn es für alle mehr als beschwerlich war. Warum haben diese Menschen das getan? Warum den ganzen Stress, die Aufregung bei den Interviews? Warum die schmerzenden Erinnerungen wieder hervorholen, die einen nachts nicht schlafen lassen?

Alle haben darauf die gleiche Antwort: „Weil wir nicht wollen, dass sich so eine Katastrophe wiederholt!“ Sie wollen nicht, dass ihre Kinder, Enkel oder Urenkel auch nur einen Hauch jener schrecklichen Erfahrungen machen müssen, die sie gemacht haben.

Der 5. März, der Jahrestag der Zerstörung der Stadt, wird heute als Chemnitzer Friedenstag begangen. Gegen das Vergessen des Leids, Elends und Schmerzes, mit dem Krieg die Menschen überzieht. Gegen dieses Vergessen haben unsere Zeitzeugen vor der Kamera gestanden und sich im Herzen von Chemnitz versammelt. Andere haben ihre Erinnerungen niedergeschrieben. All das, um uns an ihren Erfahrungen teilhaben zu lassen. Um uns zu ersparen, selbst solche Erfahrungen machen zu müssen. Damit wir uns an einen geflügelten Ausspruch erinnern, der heute mitunter so verschüttet scheint wie Chemnitz damals: Nie wieder Krieg!



Die Chemnitzer Innenstadt nach dem Krieg. Der Rote Turm, aufgenommen vom Neuen Rathaus aus.
Foto: Stadtarchiv Chemnitz



Das neue Chemnitz: Stadthallenpark, links der Rote Turm.
Foto: Igor Pastierovic

Danksagung:

Allen Zeitzeugen, die sich an dem Projekt beteiligen, an dieser Stelle ein herzlicher Dank dafür, dass sie ihre Geschichten erzählten. Dank auch an Uwe Fiedler, den Leiter des Schloßbergmuseums, und dem Chemnitzer Stadtarchiv.

Quellenangaben:

- (1) Katrin Fahnert/Gert Richter: Chemnitzer Erinnerungen 1945. Bürger schreiben für Bürger. Chemnitz 1996, S. 12 ff.
- (2) Olaf Groehler: Bombenkrieg gegen Deutschland, Berlin 1990, S. 449
- (3) Gabriele Viertel/Uwe Fiedler/Gert Richter, Chemnitzer Erinnerungen 1945. Teil III, Chemnitz 2005, 29ff.
sowie: Microfilmsammlung Schloßbergmuseum Chemnitz
- (4) www.chemnitzer-friedenstag.de

Impressum:

Stadt Chemnitz - Die Oberbürgermeisterin
Ansprechpartner: Bürgermeisteramt
Gestaltung: LAmedia Werbeagentur, Oelsnitz
Texte: Falk Ester

Fotos: Igor Pastierovic, Schloßbergmuseum Chemnitz, Stadtarchiv Chemnitz, privat

Historische Begleitung: Uwe Fiedler, Leiter des Schloßbergmuseums, Dr. Stephan Pfalzer, Stadtarchiv Chemnitz

Druck: Druckerei Willy Gröer GmbH & Co. KG